

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkerstr. 6.

Nr. 15.

Samstag, 7. Oktober 1882.

1. Jahrg.

Hohe Protektion.

(Schluß.)

Erstaunt, entrüstet und gleichzeitig auf brutale Weise in seinen schönsten Träumen gestört, begab sich Herr Doktor Baumann augenblicklich zu seinem Wirte, um wenigstens die Ursache zu diesem draonischen Verfahren kennen zu lernen.

Herr Krause war ein Mann, der nicht hinterm Berge hielt. —

„Sie sind ein pünktlicher, ein feiner Mieter,“ sagte er.

„Ich hätte auch nicht das Mindeste gegen Sie einzuwenden.“

Aber meine Tochter —“

— „Ihr Fräulein Tochter ist es also, die etwas gegen mich einzuwenden hat?“

„Im Gegentheil!“ — hier nahm der Doktor einen Anlauf, wie zum Sprunge, indessen der Bäcker treuherzig wiederholte: Im Gegentheil! Das Mädchen ist total in Sie verschossen“ . . . Der Doktor flog dem Bäcker um den Hals. Dieser aber schüttelte den Advokaten von sich ab und erklärte mit einer Energie, die bei seiner schwammigen Erscheinung verwundern durfte: „Daraus wird nichts! Nichts wird draus! Das sage ich Ihnen! Meine Tochter darf keinen Rechtsverdreher heiraten! Punktum!“

Und dabei blieb es. Es half nichts, daß nun auch Frau Krause für den Doktor Partei ergriff, daß die süße, kleine Rudolphine erklärte: „Den Doktor oder Keinen!“ Der Meister blieb unerschütterlich. Dabei war er dem Advokaten nicht etwa persönlich gram; er vertraute ihm sogar seine Prozesse an; er politisierte mit ihm und bekannte sich bei solchen Anlässen jedesmal als ein Konservativer vom reinsten Wasser. Aber er wollte und konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß ein Mitglied jenes Standes, vor dem er einen instinktiven Widerwillen empfand, in seine Familie eintreten sollte.

So lagen die Dinge, als sich eines Tages Herr Dornenberg wieder bei dem Rechtsanwalt einfand. Er hatte eine „feine Partie“ für den Doktor. Dieser ließ ihn gar nicht zu Ende reden. Er bedürfe seiner nicht mehr, sagte er, und bedauere, ihn vergeblich bemüht zu haben.

Dergleichen aber stand nicht in Pseudo-Bismarcks Wörterbuch.

— „Vergeblich? Das giebt's nicht, Herr Doktor! Sie müßten denn noch zwei Jahre mit Ihrer Verheiratung warten!“ „Wie so das?“

— „Weil Sie mir einen Revers unterzeichnet haben, in welchem Sie sich zur Zahlung der Provision auch in dem Falle verpflichten, daß Sie innerhalb der nächsten drei Jahre eine Ehe ohne meine Vermittlung eingehen!“

Es war so. Bei jener denkwürdigen ersten Begegnung der beiden Männer hatte der Kommissionär den Advokaten düpiert. Während der Doktor den Revers las, um seine Niederlage mit eigenen Augen feststellen zu können, reckte sich Dornenberg wieder für einen Moment zur Höhe seines großen Modells empor. Er spannte alle Nerven an und als der Doktor kopfschüttelnd über den Papierrand hinweg und in das Gesicht seines Ueberwinders blickte, da stand wieder Bismarck, der eiserne Kanzler, in Person vor ihm. Wie ein Blitz durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke.

„Sie sollen Ihre Provision haben!“ rief er. „Heute noch! Ohne einen Pfennig Abzug, wenn Sie mir einen kleinen Dienst erweisen, Herr Dornenberg! Wollen Sie?“

— „Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung!“

Verlassen wir Herrn Doktor Baumann für eine Stunde und kehren wir dann in sein Bureau zurück. In dem Klientensessel hat Herr Krause Platz genommen.

Der Rechtsanwalt hatte ihn hinaufrufen lassen, um ihn in einer Prozeßangelegenheit Bericht zu erstatten. Das Geschäftliche war bald erledigt und nicht ohne Geschick lenkte der Anwalt das Gespräch zu der besonderen Liebhaberei des Bäckers, zur Politik hinüber. Diese Art Leute fühlen sich nie wohler, als wenn sie jemanden gefunden haben, der ihre Rammengießereien über sich ergehen läßt. Widerspruch können sie freilich nicht ertragen. Solch einen Grad von Uebereinstimmung in den wichtigsten Fragen der sozialen Bewegung, wie heute der Rechtsanwalt ihm gegenüber dokumentierte, hätte ihn eigentlich fremdartig berühren müssen. Allein, auch das ist ein Charakteristicon solcher Philister, daß ihnen nichts begreiflicher erscheint, als wenn ihnen ein Anderer bis in die entlegensten Gegenden ihrer Blödsinns-Exkursionen willig Heerfolge leistet.

Des Bäckers Vorschläge für die Neugestaltung des Staatswesens — Aufhebung der Verfassung, Einführung einer zehnjährigen, aktiven Militärdienstzeit, Zunftzwang, Monopole für alle Erzeugnisse der Industrie mit alleiniger Ausnahme von Backwaren, und was dergleichen prächtiger „Reformpläne“ mehr sind — das alles entwickelte Meister Krause

mit einer Geläufigkeit, mit einer Konsequenz, die besserer Dinge würdig gewesen wäre. Und als der immerfort behagende, ja, sogar noch aneifernde Rechtsanwalt dem Meister bis zu einem gewissen Kulminationspunkte sekundiert hatte, stellte er ganz harmlos die Frage:

„Und wer müßte an der Spitze dieses Idealstaates stehen? Außer dem Kaiser, selbstredend — wer?“

— „Wer sonst, als Fürst Bismarck?“

„Ganz recht! Das habe auch ich allen Grund, von ganzem Herzen zu wünschen!“

— „Jeder hat dazu Grund,“ meinte der Bäcker, „denn der Fürst Bismarck . . .“

In diesem Augenblicke hatte der Rechtsanwalt, scheinbar unabsichtlich, die Glocke, welche auf dem Pulte stand, berührt, und ihr leise erklingender Ton gab das Zeichen zu einer wesentlichen Veränderung dieser Scene.

Die Flügelthür wurde mit energischem Ruck geöffnet und in der Lichtung erschien der eiserne Kanzler, in langem, schwarzem Rock, den historischen Schlapphut aufgestülpt, gefolgt von dem getreuen Tyras — Tableau! — Hinter dem Simili-Minister wurden die Thüren geschlossen, und nun entstand eine Pause, zu deren Ueberwindung es für den Rechtsanwalt sowohl wie für Herrn Dornenberg — den unsre Leser hoffentlich bereits erkannt haben! — wahrhaft heroischer Selbstbeherrschung bedurfte, um nicht loszuplazen. Die jämmerlichste Gestalt dieses köstlichen Trifoliums aber blieb doch der Bäcker! Mit offenem Munde, die Kniee schlotternd, die feisten Finger gespreizt an den Hosenbeinen heraufziehend, so stand der reiche Hausherr, ein Bild des Erbarmens, dem Gewaltigen gegenüber. Endlich ergriff der Anwalt das Wort.

„Wenn es gestattet ist,“ so wandte er sich vorstellend an den Letztgekommenen: „Mein Hauswirt, Herr Krause!“

Der Pseudokanzler maß den noch immer fast Erstarrten von unten bis oben, dann steckte er die Hand mit dem Talmi-Siegelring in den Busen und sprach:

„Das ist der Bäckermeister, von dem Sie mir erzählten, daß er Ihnen seine Tochter nicht geben will?“

— „Zu dienen! Weil ich Jurist bin!“

„Ich meine,“ sagte Herr Dornenberg mit nachahmlicher Grandezza, „es gäbe verschiedene Juristen, die es zu einer recht annehmbaren Lebensstellung gebracht haben!“ Und dabei zuckte ein neuer Blitzstrahl unter den buschigen Augenbrauen auf den immer kleiner werdenden Bäckermeister herab — Herr Krause meinte, er stecke bereits einige Fuß tief in den getäfelten Parquetfußboden. Kein Wort kam über seine Lippen.

Der „Kanzler“ aber benutzte, wie sein gigantischer Zwillingbruder, den Moment.

— „Sie wollen also wirklich nicht?“ fragte er den Bäcker und gab ihm mit diesem direkten Appell den Todesstoß. — „Sie wollen nicht? Auch nicht, wenn ich Ihnen erkläre, daß es mein ausdrücklicher Wunsch ist?“

Hier ermannte sich der Bäcker, machte eine der komihesten Verbeugungen, die jemals vor einem echten oder unechten Minister geleistet sein mochten, und — stolperte zur Thür hinaus. —

Während der Advokat, noch immer sich bezwingend, Herr Dornenberg einige Banknoten aushändigte, eilte Herr Krause hinab in seinen Laden. Eine Minute später erschien er wieder in dem Kabinett, hinter sich her Fräulein Rudolphine zerrend.

Er mußte erst nach Atem ringen, ehe er ein Wort herauszubringen vermochte. Dann aber sprudelte er, noch schnaufend, hervor: „Wollen Sie das Aufgebot besorgen?“

— „Noch heute!“ rief der beglückte Advokat, während der Talmi-Bismarck sich mit wohlwollendem Kopfnicken, dem Bäcker die Hand schüttelnd, stumm empfahl.

Die Sache ist Geheimnis geblieben bis zum Tage nach der Hochzeit, die neulich stattgefunden hat. Auch hier würde sie nicht verraten worden sein, wenn der Erzähler nicht die Gewißheit hätte, daß Herr Krause unsere Geschichte einfach — nicht glauben wird.

Paul Blumenreich (im Kl. Journal).

Der verdrückte Keller.

Eine durstige Geschichte von Rudolph Baumbach.

(Schluß.)

Der erste der drei Gesellen, welcher sich thalauwärts gewendet hatte, es war der Blonde, achtete sorglich auf jede Boden-Erhebung und hatte ein scharfes Auge auf etwaige Klüfte und Schlünde. Auch verfolgte er mit den Blicken die Waldmäuse und Eidechsen, die sich von seinem Tritt aufgeschreckt in ihre Spalten und Löcher flüchteten und klopfte mit seinem Stock hie und da an den Berg, hoffend, daß hohles Klingeln den verborgenen Keller verrate. So zog er fürbaß eine Meile und darüber und sein Durst ward nicht geringer. Das junge Laub der Buchen bildete noch kein dichtes Blätterdach, sondern ein ammutiges Gitter, durch welches die Mittags-sonne allenthalben blickte und ihre Strahlen bündelweise auf den Wandersmann herunterstreute. Dazu wurde der Weg immer rauher und verwachsener. Wurzeln krochen wie braunes Gewürme über den Boden und allerhand Gestrüppe hatte sich mit seinen Dornen in das Gewand des Abenteurers, so daß er nur mühsam vorwärtschreiten konnte, aber er ging unverdrossen weiter.

Und seine Ausdauer wurde belohnt. Nach einer weiteren Stunde stand der Durstende vor einer mit Moos und saftigen Kräutern bewachsenen Felswand, unter welcher ein lebendiges Brunnlein silberhell hervorquoll.

Da vergaß der Gesell Keller, Wein und weiße Jungfrau. Er that einen hellen Jauchzer, zog ein ledernes Trinkgefäß aus der Tasche und trank in langen Zügen das frische Bergwasser, und es wollte ihn bedünken, daß er sein Lebtage keinen bessern Trunk gethan. Dann ließ er sich am Rand des Wassers nieder, kühlte seine heißen Schläfe und trank von

neuem. Er hielt eine lange Rast an der Quelle und als er sich gelabt und gestärkt von ihr schied, um den Heimweg anzutreten, sang er in den abendkühlen Wald hinein:

Es ist und bleibt das beste Raß
Der Lautertrank der Wolke.
Er träufelt aus dem Himmelfaß
Zum Heil dem Menschenwolke.
Der Hergott hat ihn selbst gebrant;
Ein Segen für Gerechte taut,
Für Sünder und für Zöllner,
Und Engel sind die Kellner.

Nach Wasser thät's dem Ismael
Und nicht nach Wein gelüsten,
Es schrie das Volk von Israel
Nach Wasser in den Wüsten.
Der Reiche, wie geschrieben steht,
Bei Lazarus um Wasser fleht,
Als Engeln mit Schwänzen
Ihm Schwefelthee kredenzen.

Du, Wasser, sollst gepriesen sein,
So lang mir lebt die Zunge,
Und schilt dich Einer Gänsewein,
Der ist ein dummer Junge.
Nur eine Günst erbitt' ich mir:
Bleib ferne meinem Malvasier,
Wenn ich den Becher schwenke
Heute Abend in der Schenke.

Dem zweiten Abenteuerer, welcher thalabwärts gewandert war, erging es anfangs ebenso wie dem ersten, am Schluß aber noch besser. Auch er fand den verschütteten Keller nicht, aber als er nach mehrstündiger Wanderung aus dem Wald in das Wiesenthal gelangte, sah er aus blühenden Obstbäumen ein rotes Dach hervorleuchten, und als er mit durstbeflügelten Schritten näher kam, gewahrte er über der Thür des Hauses ein Schild, auf welchem sich ein weißes Pferd bäumte und darunter stand mit leuchtenden Buchstaben geschrieben: „Zum weißen Köhlein.“

Da schwang der Gesell seinen Hut und ließ ein fröhliches Jauchzen erschallen, daß die Tauben, die vor der Schenke herumliefen, aufgeschreckt in die Höhe flatterten. In der Thür aber ward eine schlanke Gestalt sichtbar, die hatte einen dicken blonden Zopf um die Stirn gewunden und trug eine weiße Schürze, hinter deren Laß eine rote Blume steckte. Die Dirne lächelte den wegemüden Burschen freundlich an, also daß auch er den Keller und die verwunschene Jungfrau vergaß.

Die Laube im Garten hinter dem Haus war schattig und kühl, und der Wein, den ihm die Magd brachte, war noch kühl, und als der Abenteuerer die zweite Kanne vor sich stehen hatte, sang er mit heller Stimme:

Es liegt im wilden Wald versteckt,
Von keines Menschen Aug' entdeckt,
Ein alter Ritterkeller.

In seiner weiten Wölbung ruht
Erpreßtes und geraubtes Gut.
Fünfhundertjährig Traubenblut,
Rheinwein und Muskateller.

Vermodert längst ist Reif und Faß.

Der Weinstein aber hat das Raß
Ummauert mit Krystallen.
Ein Fraulein trägt den Schlüsselbund,
Und naht Du ihr zur rechten Stund',
Und küßt sie auf den bleichen Mund,
Erschließt sie Dir die Hallen.

Es fletscht die Zähne nicht zum Gruß
Ein rotgäugter Cerberus,
Drum folge ohne Zagen.
Und trittst Du in den Keller ein,
So sind die Fässer alle Dein,
Das Fräulein kriegst Du obendrein,
So melden alte Sagen.

Vergebens suchst' ich stundenlang
Die Jungfer und den Kellergang,
Die Sonne wollte sinken.
Da schritt ich heim fuchsteufelswild
Und fand ein Haus mit einem Schild,
Im Thor ein Mäd'el wie ein Bild,
Das thät mir freundlich winken.

Und als ich bei der Kanne saß,
Wie bald ich da den Wein vergaß
In den krystall'nen Rufen.
Bist Du verzaubert, Jungfräulein,
Dir mir kredenzt den Labewein,
So sprich, Du sollst entzaubert sein
Noch ehe die Hähne rufen.

Mittlerweile hatte auch der dritte Gesell, den wir schlafend unter einer Buche verlassen haben, sein Abenteuer zu bestehen und das war das seltsamste.

Als er eine Weile geschlummert hatte, war es ihm, als berühre ihn eine Hand, und als er seine schläfrigen Augenlider hob, sah er vor sich eine von weißen Schleiern umflossene Gestalt, die einen Schlüsselbund am Gürtel trug, und er wußte, wen er vor sich hatte. Die Erscheinung winkte ihm mit der weißen Hand, er erhob sich willig vom Boden und folgte der Jungfrau.

Aber das war ein mühsamer Weg. Es ging über Stoc und Stein, Dickicht und Dorn; bald bergauf, bald bergab. Das verwunschene Fräulein schwebte leicht wie eine Nebelwolke über alle Hindernisse hinweg, aber ihrem dicken Begleiter ging schier der Atem aus. „Ist's noch weit bis zum Keller?“ wollte er fragen, aber er brachte kein Wort aus der Kehle; es war ihm, als wenn seine Zunge ein mürrer Zwieback wäre, der bei der leisesten Bewegung hätte brechen müssen. Endlich stand die weiße Jungfrau vor einem Felsen stille, und als der keuchende Bursch herankam, sah er zu seiner Freude in dem Stein eine mit Eisenbändern beschlagene Thür.

Das Fräulein sah ihn fragend an, als ob sie der erlösenden Kisse gewärtig sei, aber der Abenteuerer, dem jetzt mehr um Stillung seines Durstes als um Liebfosungen zu thun war, bedeutete ungeduldig der Jungfer durch Gebärden, den Keller zu erschließen. Diese senkte traurig das schöne Haupt, suchte einen Schlüssel aus dem Bund hervor und

hielt ihn an das Schloß der Kellerthür. Krachend sprang sie auf und der durstige Gesell blickte in einen endlosen Raum, in welchem rechts und links eisenumreiste Fässer wie schlafende Ungetüme ruhten.

Wieder schaute das bleiche Frauenbild den Burschen traurig an, der aber schritt lechzend auf das erste Faß zu und beugte sich zu demselben nieder. „Mit dem Krüßen hat es Zeit,“ meinte er.

Das Faß war nicht tückisch verspundet, sondern mit einem Hahn versehen. Den ergriff der Zechbruder mit kundiger Hand und weil es ihm an einem Trinkgefäß mangelte, stellte er seinen Hut unter, dann drehte er den Hahn um. Ein goldbrauner Springquell sprudelte hervor und lieblicher Duft erfüllte das Kellergewölbe.

Gierig hob der Durstende den Hut zum Mund empor, da erdöhnte ein Donner Schlag, Wein, Fässer, Keller und weiße Jungfer waren verschwunden und ein grelles Licht blendete den Unseligen. Als er um sich blickte, fand er sich unter der Buche, in deren Schatten er sich vor ein paar Stunden gelagert hatte, aber auch der Schatten war verschwunden und die Nachmittagssonne schien dem Armen in den lechzenden Mund.

Da erhob er sich unwirsch von seinem Mooslager und sah sich nach seinen Gefährten um, aber die waren weit; der eine saß beim Wasser, der andere saß beim Wein, er selber aber saß in der Sonne. Zum Glück standen noch einige Sauerampferstengel im Gras, mit denen der Aernste seinen Durst einigermaßen stillen konnte. Dann machte er sich auf und lenkte heimwärts. Unterwegs sang er nicht, aber ein Spruch, den er einmal in einem alten Pergamentband gelesen hatte, kam ihm jetzt ins Gedächtnis, derselbe lautete so:

Ein gutes Ding zu jeder Stund'
Das ist ein starker Glauben,
Doch fliegen in den off'nen Mund
Dir nie gebrat'ne Tauben,
Und wer da hofft, es regne Wein,
Der muß ein großer Narre sein.

(Presse.)

Das öffentliche Fuhrwesen im alten Düsseldorf.

Von Dr. Tönnies.

Die Wagen, deren man sich im alten Düsseldorf des 17. und 18. Jahrhunderts bediente, um Lasten und Personen von einem Orte zum andern zu schaffen, waren ungefähr dieselben, die man heute sieht, wenn man sich von ihnen dasjenige entfernt denkt, was eine vervollkommneter Technik des Wagenbaues späterer Zeit ihnen zugesetzt oder an ihnen verfeinert hat. Sie bestanden in zweirädrigen Karren und vierrädrigen Frachtwagen — zu schweigen von dem Dreirad —, um Güter zu transportieren, sowie in Kutschen, welche roher gearbeitet und unbehaglicher eingerichtet waren, als sie heute zur Beförderung von Personen in Gebrauch sind. Außerdem hatte man bei geringern Entfernungen und innerhalb der Stadt noch die Portschaiszen zu seiner Verfügung. Bei den Karren und schweren Lastwagen damaliger

Zeit ruhte, wie auch jetzt noch, der Wagenkasten fest auf dem Untergestell, während die letztern bei den Kutschen nicht mehr starr verbunden waren. Es hat viele Jahrhunderte seit Erfindung der Wagen gedauert, bis man die Kunst lernte, jene beide von einander zu trennen. Im 15. Jahrhundert soll man diese Erfindung in Ungarn gemacht haben. Dort, im Orte Kocs (gesprochen Gotsch), im Komorner Komitat und nahe bei Raab gelegen, hing man den Kasten zweirädriger Wagen in Riemen auf, und diese neuen, verbesserten Fuhrwerke erhielten davon den Namen Gutschen oder Kutschen. Ein Jahrhundert später konnte man solche Kutschen auch vierrädrig bauen. Ihr größerer Herstellungspreis und vielleicht auch ihre geringere Dauerhaftigkeit stempelten sie vorwiegend zu Staats- und Kurnswagen. Diefem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß diejenige Anstalt, welche am meisten Ursache hatte, die Fortschritte des Wagenbaues sich zu Nutzen zu machen, nämlich die Post, dieselben erst wiederum zwei Jahrhunderte später bei sich einführte. Die preußische Post verwendete z. B. zur Zeit des großen Kurfürsten gewöhnliche zweifelhafte offene Wagen. 1695 nahm man vierfüßige, deren Sitze weder Polster noch Lehnen hatten, und spannte über große Tonnenbügel eine grüne Wachsleinwand zum Schutz der Reisenden. Ein solcher Wagen kostete am Rhein 30 preußische Thaler, hielt aber nur zwei Jahre. Es beweist dies schlagend, in welchem Zustande die Wege sich damals befanden. Die Wagen liefen nur auf kurze Strecken (durchgehende Wagen bei längern Wegen sind erst eine Erfindung der französischen Postregie, die Friedrich der Große 1766 für den preußischen Staat einführte) und gingen auf belebten Routen wöchentlich zweimal, sonst bloß einmal hin und her. Sicherlich hat die Postverwaltung bei ihrem Fuhrwesen mehr auf Dauerhaftigkeit als auf äußere Eleganz gesehen. Wenn selbst ihre sehr starken Wagen nur eine kurze Zeit brauchbar waren, dürften die feineren Kutschen damals sicherlich nicht an Plaze gewesen sein. Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. erhielten die preußischen Posten ein festes Verdeck, wodurch ihr Preis auf 70 preußische Thaler stieg. Friedrich der Große führte endlich Kutschen in Ketten oder Riemen hängend ein, ließ denselben eiserne Wagentreitte sowie zwei Sitzreihen mit gepolsterten Rück- und Seitenlehnen geben. Einen solchen Wagen bezahlte man am Rhein mit 150 Thaler. Es fehlten ihm aber noch Wagenthüren und Fenster. Die Seitenöffnungen, welche heute die Wagenfenster ausfüllen würden, verschloß man bei Unwetter mit Leinwand und erzeugte dadurch im Innern völlige Dunkelheit. In diesem Zustande befanden sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ungefähr alle Postwagen, welche am Niederrhein in Gebrauch waren. Nicht wesentlich werden davon die Privatfuhrwerke sich unterscheiden haben, ausgenommen daß sie entsprechend dem Stande und Reichtume ihrer Besitzer auf Kosten der Dauerhaftigkeit mit mehr Eleganz und größerm Raffinement hinsichtlich der Bequemlichkeit ausgestattet waren. Einen weitem Fortschritt im Wagenbau gestattete erst die in England gemachte Erfindung der Federn, sowie endlich

der eisernen Achsen. Jetzt konnte man die Wagen zielreicher und vor allen Dingen wesentlich leichter bauen.

Ein gewaltiger Unterschied zwischen den Fuhrwerken der vorigen Jahrhunderte und den modernen bestand darin, daß ehemals die Vorder- und Hinterräder gleich waren. Erst in Folge von Preisausschreibungen der Akademien von Paris (1717), Stockholm (1763) und Kopenhagen (1797) über die Theorie des Fahrens sowie des Wagenbaues lernte man die Vorteile einsehen, welche sich aus der ungleichen Größe der Räder gewinnen ließen. Die Räder der feinem und bessern Wagen besaßen glatte eiserne Reifen, welche ja schon im grauen Alterthum bekannt waren. Die gewöhnlichen Karren und Frachtwagen wiesen dagegen Räder auf, die mit großen Knopfnägeln beschlagen waren. Es ist nun wohl nicht anzunehmen, daß diese Knopfnägel durch das Radeisen hindurch in die Radfelgen geschlagen worden sind, um beide zu verbinden. Denn als man überhaupt Eisen um die Räder zu legen anfing, wird man auch bald die Kunst gelernt haben, es ohne Nägel zu befestigen. Es bleibt demnach nur die Annahme übrig, daß die Räder der schweren Lastwagen bloß von Holz waren. Solche hölzernen Räder sind ihrer Billigkeit wegen ja heute noch in einem großen Teile Deutschlands in Gebrauch. Um nun das allzu schnelle Verschleißigen der Radfelgen zu verhindern, beschlug man sie früher, ähnlich wie heutzutage die Schuhsohlen, mit Nägeln, die einen dicken und breiten Kopf hatten. Leicht kann man sich vorstellen, wie ein Weg ausgesehen haben muß, welchen viele Wagen mit diesen höckerigen Rädern benutzten. Damit die Landstraßen einigermaßen in erträglichem Zustande blieben, sollte kein Lastwagen in derselben Spir fahren, welche ein früherer hinter tiefer Geleise verhindern. Besonders nachtheilig waren aber die Knopfnägel den Chausseen. Zu ihrem Schutze mußten jene verschwinden, wenn man nicht alle Vorteile, welche die Chausseen boten, entweder in Frage stellen oder sich nur durch enorme Reparaturkosten auf die Dauer erhalten wollte. Schon 1771 ging die hiesige Behörde mit Verbot und Strafe gegen diese Knopfnägel vor; sie hat aber bis 1802 ununterbrochen mit stets erhöhter Strafbestimmung dagegen kämpfen müssen. 1784 wurde es allen Kaufleuten bei 6 Rthlr. Strafe untersagt, Waren von einem Fuhrmanne befördern zu lassen, dessen Wagenräder noch Knopfnägel hatten. Jeder Barriereempfänger war gleichfalls bei 6 Rthlr. Strafe angewiesen, vor einem solchen Wagen die Barriere zu schließen und dem Fuhrmanne nur dann die Weiterfahrt zu gestatten, wenn dieser an den Beamten oder an den Vorsteher des Ortes die gesetzliche Strafe von 3 Rthlr. für jedes Rad erlegt hatte. Am 13. November 1785 verfügte der kurfürstliche Statthalter in hiesigen Landen, Graf Nesselrode, daß von allen Frachtwagen, welche Chausseen beführen, innerhalb 4 Wochen, von allen andern binnen 4 Monaten die Knopfnägel bei 6 Rthlr. Strafe entfernt werden mußten. Nach Ablauf dieser Frist sollte in jedem Kirchspiel eine Kommission sämtliche Fuhrwerke

revidieren. Selbst hiernach sind die Knopfnägel noch nicht verschwunden. — In Bezug auf das Lenken der Wagen sei die eine Bemerkung gestattet, daß der Knecht nicht unter 16 Jahren sein dürfte. Er lenkte das Pferd, indem er zu seiner Seite ging oder auf ihn saß. In letztern Falle mußte er einen Zügel haben. Wer dagegen verstieß, namentlich wer hinter dem Wagen ging, wurde arretiert, mit Stockschlägen oder andern Leibesstrafen belegt. Gesah ein Unglück durch die Nichtbeachtung der Vorschriften seitens der Knechte, erfolgte die Konfiskation von Wagen und Pferde.

Wie alle bürgerliche Hantierung bis zur französischen Revolution zunft- oder gildenmäßig gesondert war, so bildeten auch die Fuhrherren eine eigene mächtige für sich. Im Vertrauen auf ihren Einfluß schreckten sie nicht davor zurück, selbst dem Staate die heftigste Opposition zu machen, wie z. B. die Gilde der Clever Fuhrherren, wenn derselbe störend und sie benachteiligend in ihrem Erwerb eingriff z. B. durch Einführung des Postzwanges. Um die etwaige gewissenlose Ausbeutung des Publikums seitens der Zünfte unmöglich zu machen, setzte die Behörde Tarife für ihre Leistungen oder Preisnormen für ihre Ware fest. Die Taxe der Fuhrleute war am 18. Dezember 1772 neu geordnet worden und bestand unangefochten so lange, bis die Festungswerke zwischen Alleeplätzchen und Bergertbor niedergelegt und die neue Karlstadt dem alten Düsseldorf angefügt wurde. Jetzt entspann sich ein Streit darüber, ob die Stadterweiterung zur eigentlichen Stadt oder zur Vorstadt zu rechnen sei, wonach sich die Höhe des Fuhrlohns richtete. Am 22. März 1790 entschied der hiesige Magistrat, daß die Rheinfuhrleute bei 10 Rthlr. Strafe für die Fahrt nach der Karlstadt keinen höhern Lohn fordern dürften, als 1772 für Fahrten in hiesiger Stadt festgesetzt sei. Einige Jahre später trat aber durch die Kriegerunruhen und die Besetzung der Rheinufer eine so ungeheure Preissteigerung alles Getreides und aller sonstigen Lebensbedürfnisse ein, daß die Fuhrleute unmöglich bei den alten Sätzen bestehen konnten. Die administrativen Behörden waren ihrerseits entweder in ihren Funktionen gehemmt oder hatten Wichtigeres zu thun, als sich um den Fuhrlohn zu kümmern. Die Fuhrleute schrieben daher willkürlich die Taxe in die Höhe.

(Schluß folgt.)

Entstehung des Rebus.

Eine anmutige, aber wahre Geschichte.

Vor grauen Jahren lebte in Italien ein mächtiger Herzog, dessen Geist in Trübsinn und Melancholie befangen war. Nichts machte ihm mehr Freude, und nur im Lösen schwieriger Probleme fand er noch einige Befriedigung. Als aber die Gelehrten ihm keine neuen Aufgaben mehr stellen konnten, teilte, weil sie selbst keine wußten, teilte, weil die, über denen sie noch grübelten, auch über seinen Horizont gegangen wären, nahm der Trübsinn in einer besorgniserregenden Weise überhand und sowohl Vieh als Menschen hatten darunter zu leiden.

Der Herzog hatte eine wunderschöne Tochter, Angela mit Namen. Man sagte von ihr, daß sie ein Herz von Marmor im Busen trage, denn keinem der Fürsten und Edlen, welche sich um ihre Hand bewarben, war es bis dahin gelungen, die Gunst des schönen Kindes zu erringen, trotz des erdentlichsten Aufwandes von Mut und Kraft in den ritterlichen Spielen, von Liebenswürdigeit und Grazie bei Tanz und Tändelei, von schmelzendem Tremolo und sanften, dreigestrichenen Tönen, in welchen sie die Glut ihrer versifizierten Empfindungen in stiller Nacht der bleichen Luna entgegen atmeten. Angela blieb keusch und kalt bis in ihr fünfzehntes Jahr hinein, was bei einer Dame des sonnigen Landes Italia schon etwas besagen will. Seit einigen Tagen nun trieb sich in der Stadt, da der Herzog residierte, ein Fremdling umher mit weit ungelegtem Hemdtragen und schwarzem Sammetwams, das die schimmernde Weiße der breitgewölbten Brust dem neugierigen Blick nicht gänzlich verhüllen konnte, mit blitzenden, blauen Augen, blondem Vollbart und blondlockigem Haar, das die Kraft des Nackens umwallte, — un tedesco, wie die Schönen der Stadt sich zuflüsterten, mehr, um dem Manne einen Namen zu geben, als daß ihnen das „woher“ besonders interessant gewesen wäre. Ihnen genügte fürs erste die Thatfache: Er war da. Davon wußten auch die Schänkwirte zu erzählen, die den süßen Falernerwein zapften, das wußten die Dirnen, die in der Frühe am Brunnen zusammentrafen, obwohl er kälter zu sein schien, als der Schnee seiner Berge, wie sie sich gestanden, das wußte der alte Feigenbaum, der mit goldenen Früchten zu seinem Fenster hereinwinkte, und das erfuhr auch Schön-Angela, die plötzlich auf den närrischen Einfall kam, Zeichenunterricht zu nehmen. Der Vater schlug ihr die bedeutendsten Meister vor, darunter sogar Schüler von Michelangelo selbst, aber keiner wollte ihr zusagen. Es solle sich, wie sie von einer Freundin gehört, ein fremder Maler in der Stadt aufhalten, er wohne, wenn sie nicht irre, in der großen Osteria am Plaze von Santo Spirito, sie habe Skizzen von ihm gesehen, die ihre Bewunderung erregt hätten und sie sei überzeugt, daß sie manches von ihm lernen könne. Der Maler wurde citirt, unterrichtete Angela eine zeitlang, blieb aber stets kühl und gemessen — zu ihrem großen Leidwesen, denn seine Kälte hatte ihr junges Herz zur höchsten Glut entflammt. Der Fremde litt nämlich an — wie er wähnte unheilbarer — Misogynie, seitdem ein blondes Mädchen in seinem Heimatlande einen schwarzäugigen Fährndrich ihm vorgezogen hatte. Er bemerkte wohl den feuchtschimmernden Blick, mit dem Angela ihn entließ, wenn wieder eine Lektion beendet war, ohne daß es den Strahlen ihrer Augen gelungen, den Weg zu seinem Herzen zu finden, aber ihm galt die schöne Herzogstochter keinen Deut mehr, als Corregios Magdalenen-Bild, das er kopierte, oder etwa ein schönes Modell — ja Modell! unbegreiflich, daß ihm der Gedanke nicht schon früher gekommen war. In wie mannigfachen Variationen konnte er das klassisch-schöne Antlitz auf seinen Gemälden verwerten, denn daß Angela schön

war, bewägend schön sogar, unterlag keinem Zweifel; er hätte sie vielleicht auch lieben können, wenn nicht das rosiges Trozköpfchen aus seiner Heimat gar so ausschließlich all sein Denken und Empfinden in Anspruch genommen hätte. Aber verdiente die heimatische Schöne, daß er sich um sie härmte? Nein, schlecht war sie, spottischlecht, das aber wollte er alle Weiber entgelten lassen, deren Interesse er nur im geringsten erregen würde.

Er bat also Angela darum, sie malen zu dürfen, und sie schlug es ihm nicht ab; was hätte sie ihm auch abschlagen können! Er wollte sie malen, so schön, so ideal, als seine Kunst es überhaupt nur imstande war, und ihr dann zeigen, daß sie ihn doch nicht zu fesseln vermochte. Er entsann sich des feuchtschimmernden Ausdrucks ihrer Augen; den wollte er in das Bild legen, da in dem Moment sie ihm besonders schön erschienen war. Er vertiefte sich in ihren Blick und fing an, sein blondes, deutsches Lieb milder zu beurteilen; es war in der That etwas Sonderbares um so schwarze, unergründliche, schimmernde Augensterne; er fühlte den magischen Bann, den sie auf ihn ausübten und begab sich voll und ganz in die Gewalt desselben, denn er dünnkte sich stark genug, dem Zauber jeden Augenblick sich zu entziehen. Doch lag das durchaus nicht in seiner Absicht; das blonde Bild seiner Träume, das sich so trügerisch erwies, verdiente eine exemplarische Strafe, und er ergriff die willkommene Gelegenheit zu zeigen, daß die Treulose durchaus keinen Grund habe zu triumphieren, sie ihn gar nicht so elend gemacht habe, wie man denken sollte, und es außer ihr noch Weiber gäbe, die er für würdig hielt, ihn zu beglücken.

Angela war durch das aufkeimende Gefühl bei dem geliebten Manne, das sich in seinen Blicken, im Ton seiner Rede kundgab, so überselig, daß gar nicht daran dachte wie sonst die Frauen, sich nun schrittweise zurückzuziehen und dem Geliebten durch tausend Plänkelleien zu erschweren, und so lag sie, als er einst ihrem Köpfchen die zur Sitzung erforderliche Stellung zu geben, das schöne Haupt in seine Hände nahm und den Blick tief in die unergründlichen Augen tauchte, in seinen Armen, ohne selbst eigentlich zu wissen, wie sie dahin gekommen. Dem Herzoge mochte wohl einmal eine derartige Lektion zu lange erschienen sein; er trat unvermutet ins Zimmer und fand den Maler damit beschäftigt, das Haar der Tochter malerisch zu ordnen.

Man will nun zwar im allgemeinen gefunden haben, daß Maler mit Vorliebe derartige Arrangements treffen, doch der Herzog war nicht allein trübsinnig und melancholisch, sondern auch ungeheuer argwöhnisch und mißtrauisch gegen alles, was den Namen Weib führt, und er verbot daher ohne jede Förmlichkeit dem Fremden seine Schwelle. Angela verfiel in Weinkrämpfe und machte durch Nervenzufälle und Migräne, die damals schon erfunden war, dem Papa das Leben so sauer, daß er unendlich froh war, als er nach einigen Tagen das Problem gelöst hatte, den Zeichenunterricht auch ohne persönliche Anwesenheit des Fremden fortbestehen lassen zu können. Die Tochter sollte

nach Gutdünken Zeichnungen fertigen, die er von dem Fremden verbessern und mit neuen Vorlagen ihr wieder zustellen lassen wollte. Angela sandte dem Geliebten vier Blätter: Eine Schlange, welche die Form eines S bildete, ein Ei, eine Stimmungslandschaft mit der Unterschrift „Morgen“, eine zweite der Art mit der Unterschrift „Um Mitternacht“ und darüber auf demselben Blatt, wie zufällig hingeworfen, ein Fenster. Der Vater prüfte die Zeichnungen, achtete nicht darauf, daß sie mit Nummern versehen waren, und ließ sie passieren. Der Maler aber stellte dieselben zusammen und las daraus: „Sei Morgen um Mitternacht unter meinem Fenster.“ Dies Stellbichlein wurde den Tag darnach dem Herzog verraten, und er sann darüber nach, auf welche Weise ein Gedankenaustausch wohl stattgefunden haben könnte, denn er ließ die Tochter seither streng bewachen; die sonderbaren Zeichnungen, welche hinüber und herüber gingen, hatten auch seine Aufmerksamkeit erregt und endlich wurde ihm der Zusammenhang klar. Er verriet jedoch mit keiner Silbe, daß er um das Geheimnis wußte, bemühte sich selbst nur, die räthelhafte Bilderschrift zu entziffern, ehe er sie befördern ließ, und fand schließlich so viel Gefallen an der Sache selbst, daß er den Zweck darüber vollständig vergaß; er unterließ es zwar nie, die Probe der Richtigkeit seiner Lösung zu machen, vergewisserte sich stets, ob die von ihm herausgelesenen Abmachungen innegehalten wurden, die derartig verabredeten Zusammenkünfte wirklich stattfanden, störte aber die Liebenden in keiner Weise. Nur als er einst einen bis zur Reise gehörenden Fluchtplan entdeckte, übermannte ihn der Zorn; den Maler hatte er wegen seines gewinnenden Wesens und seiner Finesse schon zu lieb gewonnen, als daß er ihm etwas Ernstliches hätte zu Leide thun können, aber er ließ den auf so bedenkliche Weise geübten Zeichenunterricht plötzlich abbrechen. Damit strafte er sich jedoch selbst, denn da er nun nichts hatte, den müßigen Geist zu beschäftigen, versiel er wieder in tiefe Melancholie. Diesen Zustand zu enden und die Thränen der Tochter zu trocknen, welche er eben so sehr fürchtete, als ihre Migräne, denn er liebte sein Kind, willigte er, nachdem er den fremden Maler zum Ritter geschlagen hatte, in ihre Verbindung, knüpfte aber die Bedingung daran, daß derselbe jeden Morgen irgend welchen Bericht oder sonstige Mittheilungen in die erwähnte Form bringen mußte. Diese Art der Räthsel, in der die Worte durch Abbildung von Dingen — lateinisch *redus* durch Sachen — ersetzt werden, wurde später allgemein bekannt und beliebt, und heute noch beim Erscheinen der illustrierten Sonntagsnummer eines Journals zerbricht sich manche Schöne das Köpfchen über einen Rebus, ohne das Interesse an dem Inhalte zu haben, wie einst Schön-Angela.

Ein solennes Diner.

Im Jahre 1740 gab der Erzbischof von York, George Nevil, dem Klerus sowie dem höhern und niedern Adel der Diöcese in seinem Palaste ein

Gastmahl, welchem, was Glanz und Ausgiebigkeit der materiellen Genüsse anbelangt, nur wenig andre Gelage gleichgekommen sein mügen. Man verwahrt noch heute das Verzeichniß der damals vertilgten Speisen und Getränke als eine historische Kuriosität im Archive des Towers zu London. Nach den Angaben dieses immensen Küchzettels wurden verzehrt: 300 Scheffel Korn, 104 Tonnen Wein, 330 Tonnen Bier, 5 Eimer gebrannte Wässer, 80 Mastochsen, 1000 Hammel, 3000 Kälber, 300 Schweine, 86 wilde Stiere, 300 Spanferkel, 400 Rehe und Rehböcke, 4000 Kaninchen, 2000 Kapaune, 2000 Hühner, 4000 Tauben, 4000 Enten, 4000 Wasserhühner, 200 Kraniche, 100 Pfauen, 200 Rohrdommeln, 400 Fischreier, 400 Wachteln, 300 Hechte, 300 Brassen, 4 Meerschweine, 8 Seefälber, außerdem noch 4000 kalte und 2000 warme Lendenbraten, 1056 warme Wildpasteten, 5000 Schüsseln Gelse oder Gallerte, 400 Torten und diverses andere Dessert.

Zur Zubereitung dieser Herrlichkeiten waren 62 Köche und 512 Küchenjungen und zur Bedienung bei Tische 1000 Domestiken erforderlich. — Den splendiden Gastgeber ereilte in der Folge ein tragisches Geschick. Sieben Jahre nach dem erwähnten Convivium zog nämlich König Eduard der Vierte von England die geistigen Besitzungen des Erzbischofs ein und internierte den Prälaten selbst als Gefangenen in Frankreich. Hier wurde er mit Fesseln beschwert in ein finsternes Gefängnis geworfen, wo er, der stets eine wohlbesetzte Tafel geliebt hatte, den Rest seiner Tage im größten Mangel und Elend beschloß. Edm. Br.

Verschwendung.

Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert galt in Spanien derjenige für arm, der nicht 800 Dukend Teller und 200 Schüsseln aus Edelmetall im Hause hatte. Spanien erhielt ja aus Amerika von 1519 bis 1619 an 1336 Mill. in Gold; in Mexico münzte man jährlich 8 Mill. Silberthaler und mehrere Millionen Goldstücke. — Kardinal Chigo bewirtete einst den Papst und die Kardinalen prächtig und ließ dann alles Gold- und Silbergeschirr in die Tiber werfen, wo es freilich in vorher ausgelegten Netzen aufgefangen wurde. — Die Bürger von Paris schenkten dem König Karl V. bei seinem Einzuge Goldgefäße von 650 Mark Schwere. — Als Karl der Kühne mit 5000 prachtvoll ausgestaffierten Rittern nach Trier zog, um sich vom Kaiser die Königskrone zu holen, ließ er den Kaiser, dessen Hof und seine Ritter aus silbernen, von Perlen und Edelsteinen funkelnden Bechern trinken und die 66 Gerichte in goldenen Schüsseln auftragen, von denen die größte 6000 Gulden wert war. Diesen überreichen Fürsten erschlugen nach etlichen Jahren Bauern, als er nach verlorener Schlacht mit seinem Pferde im Sumpfe stecken blieb. — Zum Hochzeitsfest ließ Moritz, Kurfürst von Sachsen, vier Centner Silber für Tafelgerät abwiegen. — Als Kaiser Sigismund eine polnische

